Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 35 (1959-1960)
Heft: 4

Artikel: Was vor 20 Jahren noch nicht in der Zeitung stand
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073337

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Was vor 20 Jahren noch nicht in der Zeitung stand

Nach dem deutschen Vorstoß an die Kanalküste

Berlin, 4. Juli. ag (DNB) In den Schlußfolgerungen eines Protokolls über die Sitzung des Obersten Kriegsrates der Alliierten vom

...den:

...Yser-Linie ...nd geöffnet. ...mee greifen ...d Cambrai ...mt morgen

...ser Schlacht ...aß die bri... ...freiung ... Luftwaffe während der Dauer der Schlacht Tag und Nacht jede mögliche Hilfe.

4. Die neue französische Armeegruppe, die auf Amiens vorstößt und die längs der Somme eine Front bildet, stößt nach Norden vor, um die Verbindung mit den in Richtung Süden gegen Bapaume angreifenden britischen Divisionen aufzunehmen."

Die ei... ...ee

Heftige Beschn... ...ührung und Verbindung bei ... ...nd Belgien operierenden alli... ...Churchill in einem Telegra... ...24. Mai. Es folgt ein Telegra... ...hill, in dem sich Reynaud ... Räumung von Arras und ... ...schen Truppen beschwert un... ...t, sich den Befehlen General ... ...en. In diesem Telegramm ...

„Es ist dring... ...Armee Gort über Dünkirchen ... ...s von den beiden Divisionen ... Es ist wünschenswert, daß ... ...n entsenden, so wie Sie es gest... ...en. General Weygand hat ... festgestellt, daß im Widers... die Stadt Arras gestern ... Truppen geräumt wor... ..., mit Blan... ...chen Armee ...rekt in Ver... ...l Weygand ...na zwischen

Nachs... ...erung der in ... Verte... ...inkirchen kämpf... den ... ...aß diese Notw... digkei... ...verstanden wi... Ich ... ...ommen wird, ... diese... ..."

D... England zur... gekeh... wieder in Fra... reich ... in die neu e... stehe... ...ten, spricht ... Tel... ...gands an ... briti... Mai 1940 a... Es h...

„... ...erem Staatsgeb... nur ... ...schwader, a... ande... ...gekehrt. Nach ... Been... ...rn sind die zule... gena... ...e, in die ne... Schlacht einzugreifen, die möglicherweise an ... Sommefront, in der Champagne oder an der Ma... beginnt. Das ganze Gewicht der Schlacht fällt son... auf das französische Heer. Das französische Ob... kommando bittet das britische Oberkommando i... ständig, die Schwere dieser Lage begreifen zu woll... um alle Maßnahmen zu ergreifen, damit sofort ... erh... waf... rei... A... erne... tische... kirch... geop...

daß" ... Bri... noch ... Alle ... Da ... 22 0... ben ... Grü... kirchen ... aufschiebe. Er verlangt, daß ihm morgen sämt... britischen Wasser- und Luftfahrzeuge zur Verfüg... gestellt werden, um die 25 000 Mann abzutrans... tieren, die durch ihr Ausharren die Einschiffung ... letzten britischen Kontingente ermöglicht haben. ... in der dringendsten Form, namens des Oberkomm... dierenden, für die Erfüllung der Bitte des Admi...

VON ***

Warum ich eines Tages von einer Brückenwache weg ins Kompagniebüro gerufen wurde und mir der Hauptmann eröffnete, ich sei vom Territorial-Kommando zur Verwendung in einen Spezialdienst angefordert worden, das ist eine Geschichte für sich. Man hatte mich zur Abwehr ausländischer Agenten, seien es nun solche für die Spionage oder zur Zersetzung unseres Widerstandes, abkommandiert.

Bei der Spionageabwehr traf ich außer den professionellen Polizeileuten das seltsamste Militärvölklein. Da war ein Bankdirektor, eine leicht geschürzte Dame, ein Sprachen-Professor und einige andere Vollblut-Zivilisten, die man im Rahmen einer Hilfsdienstverpflichtung in den Abwehrapparat eingegliedert hatte.

Wie das gemeine Fußvolk es tut gegenüber den Oberen, hielten auch wir zusammen gegen die Professionellen. Aber wir stachen einander auch aus, wenn es galt, auch nur den kleinsten Vorteil oder die geringste Auszeichnung zu erobern.

Um es ehrlich zu sagen, wir durften nur Handlangerdienste leisten. Jene Arbeit, bei der es sich nicht lohnt, die im Dienste des Staates als Polizeibeamte und Detektivinspektoren oder Kontrolleure Ausgebildeten einzusetzen, und wo diese den Einsatz gar nicht geschätzt hätten. Warum also vom Vergleichen aller Einreiseavis mit bücherdicken Listen erzählen, oder vom Nachlesen der Akten über einen Menschen, von dem man weder Namen, Gesicht, noch Adresse kannte und hinter dem sich vielleicht drei verschiedene Personen verbargen? Am schlimmsten und bedrückendsten war es, den vielen Anzeigen ahnungsloser Leute nachzugehen, die auf dem Dach des Nachbarn plötzlich einen feindlichen Sender beobachtet haben wollten, weil dort ein Knabe, wie sich nach langem Herumfragen herausstellte, mit einer Taschenlampe abends spielte. Andere zeigten den Portier des Hotels zum Weißen Lamm als Spion der Nazis an, weil der als Auslandschweizer Hochdeutsch sprach.

Da wir vom untersten Range bei jenen Fällen eingesetzt wurden, wo keine Lorbeeren zu erringen waren, konnten unsere Taten gar nicht erhebend sein. Uns gefiel es auch so: wir taten in unseren Zivilkleidern Dienst, wenn wir uns nicht als Soldaten, Korporale oder weiter hinauf verkleideten. Wir schliefen zu Hause im eigenen Bett, wenn wir nicht gerade die Nacht auf dem Rücksitz eines Wagens, auf der zügigen Terrasse eines Hotels oder in einem muffigen Schrank verbringen mußten.

Ich war der jüngste und erhielt die unwichtigsten und hoffnungslosesten Aufgaben zugewiesen. Da kam eines Tages folgende Meldung vom Telephon-Überwachungsdienst:

Zeit des Telephongesprächs: 12.18

Anruf Ort: wahrscheinlich Hauptbahnhof Zürich

Ausländer: Mann, dunkle Stimme, Hochdeutsch

Angerufener: Dr. Max Leo Keller, Bahnhofstrasse 56/58

Gespräch: Guten Tag Herr Doktor, ich soll Sie von Lina Loser grüssen und fragen, ob ich heute Nachmittag vorbeikommen darf. Ja, kommen Sie.

Diesen Zettel drückte mir der dicke Wachtmeister, als ich nach dem Mittag zum Dienst antrat, mit der lustig sein sollenden Bemerkung «Fragen Sie den Mann, der da angerufen hat, wie er heißt und was er von Dr. Keller will» in die Hand. Als ich ihn darauf verdutzt anstarrte, meinte er: «Wir könnten ja den Zettel als aussichtslos zu den Akten legen, aber Sie können ja ebensogut versuchen, etwas herauszufinden, statt hier zu sitzen.»

Ich verstand den alten Fuchs nur zu gut. Wie sollte ich herausfinden, um welche Zeit der Mann, dessen Telephongespräch mein Kollege vom intellektuellen Hilfsdienst belauschte, bei Dr. Max Leo Keller, der ein Obernazi war, vorbeigehen wollte, und wie er aussieht? Ganz abgesehen davon, daß wir damit noch nicht wußten, ob die beiden miteinander über die Tante Lina sprechen würden oder über die Vorbereitung der Machtergreifung der Nazis in der Schweiz. Schon im Zurückdenken an die vielen Stunden, die ich schon auf der Estrichtreppe des Hauses Bahnhofstraße 56/58 gesessen war, um wenigstens durchs Schlüsselloch zu sehen und zu hören, wer bei Dr. Keller ein- und ausging, tat mir das Hinterteil weh. Die meisten Besucher, so fand ich damals heraus, nannten ihren Namen natürlich nicht schon unter der Türe und meist sah ich nur deren Rücken. Nein, darauf wollte ich mich nicht mehr einlassen. Das überlegte ich mir, während ich vom Terr.-Kdo. zur Bahnhofstraße eilte.

Dort tat ich das einzige, was ich tun konnte. Ich stellte mich vor den Eingang der Türe zum Geschäftshaus, durch die ein ständiges Kommen und Gehen war. «Kann ich bei Ihnen vorbeikommen» hat der Unbekannte telephoniert. Er hat ins Büro des Dr. Keller telephoniert. Also wird er durch diese Türe gehen. Den zweiten Ausgang in den Hof kennt er, wenn ich Glück habe, nicht. Also wird er durch die Eingangstüre wieder herauskommen.

So stellte ich mich denn in den Hauptausgang und frug – höflich den Hut hebend – jeden Mann, der das Gebäude verließ: «Entschuldigen Sie, können Sie mir sagen, wo die Augustinergasse ist?» Kam die Antwort positiv oder negativ in Schwyzerdütsch, bedankte ich mich

Foto: Margrit Aschwanden
Der ungegenständliche Maler

höflich, tat einige Schritte und kehrte gegen die Türe zurück. Ich weiß nicht mehr genau, wieviele ich nach der mir wohlbekannten Augustinergasse fragte. Es müssen acht oder zehn oder vielleicht auch fünfzehn gewesen sein. Wichtig ist nur, daß ein gar nicht deutsch aussehender Mann antwortete: «Nee, weiß ich nicht, bin fremd hier.» Ihm dankte ich besonders höflich, ließ ihn einige Schritte gehen und folgte. Es war ein mittelgroßer Mann, an dem eigentlich nichts auffiel als die Größe des Kopfes. Der war entschieden zu breit, auch von hinten gesehen. Er flanierte die Bahnhofstraße gegen den See hinunter. Ich machte mich bereits auf einen längeren Ladenbummel gefaßt, als er beim Seiden-Grieder um die Ecke bog und überraschend einen kleineren Stoffladen betrat, der weiter hinten im Gäßchen heute noch steht. Ich konnte in dem schmalen Gäßchen nicht als Verkehrshindernis stehen bleiben, versteckte mich also in der Buchhandlung gegenüber und hatte Mühe, der dienstfertigen Verkäuferin zu erklären, daß ich noch nicht wisse, was ich kaufen und vorerst nur etwas in den Büchern blättern möchte.

Durch die Schaufenster beobachtete ich die Türe des Tuchladens. Was nun? Was tun, wenn er herauskommt? Ich wußte aus bitterer Erfahrung, was Nazis, wenn sie in amtlicher Funktion in die Schweiz reisen konnten, hier mit ihren Nachmittags- und Abendstunden anstellten. Das erste war das Bewundern unserer Auslagen, dann ein gutes Essen, dann irgendwo einen Kaffee, richtigen Kaffee, dann noch einmal etwas essen, dann Barbetrieb, ein Mädchen, und trinken! Die Lust, da mitzutun als beobachtender Dritter, konnte einem vergehen, wenn's Pflicht war und eine Arbeitszeit von nachmittags zwei Uhr bis nachts 00.30 Uhr. Wohl konnte man abgelöst werden, aber das klappte nicht immer. Dafür mußte man telephonieren und das Telephon stand nicht immer dort, wo der Mann war, den man nicht aus den Augen verlieren durfte. Oft gelang es, jemand anderen zum Telephonieren zu bewegen, aber die hielten nicht immer dicht oder waren zu langsam im Verstehen um was es ging, wenn man sie bat, die an sich blödsinnige Meldung an Nr. 11 durchzugeben: «Paul sitzt in der Josefsbar und bittet einen Freund, auch zu kommen.» Selbst wenn dann der Dienstkollege kam, war man vielleicht schon nicht mehr in der Josefsbar und konnte in neun von zehn Fällen nicht sagen, wo man hingegangen war, weil einem die «Kundschaft» solches ja auch nicht auf die Nase band.

ALLES dies, die Gefahr, den Mann zu verlieren und die Möglichkeit, von ihm als Beobachter erkannt zu werden, überlegte ich mir und wog diese Risiken gegen den zeitlichen Gewinn ab, den ich hätte, wenn ich ihn laufen ließe und mich an diesen Laden hielt, in dem er offensichtlich etwas zu tun hatte. «Kommt er mit Paket», entschied ich für mich, «so muß ich ihm folgen, kommt er ohne, so laß ich ihn laufen.»

Er erschien ohne Paket. Ich ließ ihn laufen, legte das Buch, das ich in der Hand hielt, ins Schaufenster zurück, überquerte die Gasse, ging in den Laden, fragte nach dem Chef und zeigte meinen Ausweis.

Dieser Ausweis, das war eine Sache für sich. Der Beamtenapparat war administrativ nicht auf Hilfsdienstpflichtige unserer Art eingerichtet. Ausweise waren nicht vorgesehen. Also gab es keine, die einen wirklichen Wert gehabt hätten. Unser Dienstbüchlein konnten wir ja nicht herumtragen und herumreichen. Und die Frauen unter uns, die hatten gar keins.

Also fabrizierten wir in jenen Tagen, da ja auch sonst einiges drunter und drüber ging in der Welt, primitive Westentaschenformatausweise mit Paßbild und Phantasiestempel und einen höchst ungewöhnlichen, aber überzeugenden Fingerabdruck.

Diesen Ausweis also zeigte ich dem Ladenbesitzer und fragte, was der Mann, der vorhin den Laden betreten und Hochdeutsch gesprochen, gewollt habe. Der hätte Stoff gekauft, war die Antwort. «Aber er hat doch kein Paket getragen» forschte ich weiter. Ja, ja, das habe er sich ins Hotel schicken lassen. Drei Minuten später wußte ich, unter welchem Namen und an welches Hotel. Ich dankte und lief zum nächsten Telephonautomat.

In meiner Freude und Aufregung, daß ich die gestellte Aufgabe erfüllt, überging ich den Dienstweg und verlangte mit dem Chef der Abwehr zu sprechen. Diesem sagte ich, um die Wirkung zu erhöhen, betont knapp: «Der vom Telephon-Überwachungsdienst gemeldete, unbekannte, hochdeutsch sprechende Mann, der sich bei Dr. Max Leo Keller anmeldete, verließ

Foto: Kurt Ulrich
Die Ballettänzerin

das Haus Bahnhofstraße 56/58, in dem Dr. Keller wohnt, um zirka 15 Uhr. Er ließ sich aus einem Stoffladen ein Paket für Karl Wiecher an das Hotel St. Gotthard senden.»

«Gut», brummte der Oberjehudi. «Die Sache wird interessant. Ich werde Ablösung auf die Fährte bringen. Sie haben drei Tage Urlaub.» Das aber wollte ich zum erstenmal in meinem Militärleben nicht. Ich bat, weiter dabei sein zu dürfen. Worauf ich Order erhielt, am andern Tage sechs Uhr früh für einmal im Kaffeehaus gegenüber dem Hotel St. Gotthard zu frühstücken. Ich war natürlich nicht allein. Drei Professionelle, unter diesen ein Chauffeur und ein Spezialist in Geheimschriften, saßen an einem Tisch. An einem andern eine Hilfsdienstkollegin.

An Neuigkeiten erfuhr ich, daß der Mann erst nachts gegen zwölf Uhr ins Hotel zurückgekommen sei, was man inzwischen vom Portier wußte, der sich auch dazu bewegen ließ, unter die Hoteltüre zu treten und nach dem Wetter zu schauen, wenn unser Mann sein Zimmer verlassen habe, um das Frühstück im Parterresaal einzunehmen.

GEGEN acht Uhr war es soweit. Der Portier hob prüfend den Arm, um zu sehen, ob es noch regnete. Einer von uns ging an seiner Loge vorbei, erhielt den Schlüssel zum Zimmer des Mannes, für den wir uns so sehr interessierten, wir andern drückten uns mit ihm in den Lift und gingen dann einzeln ins Zimmer, dessen Nummer ich heute nicht mehr weiß.

Ich war geradezu erstaunt, daß es ein Hotelzimmer wie jedes andere war, so unpersönlich wie nur Räume sein können, die jeden Tag einen andern Gast beherbergen. Außergewöhnlich waren nur die vielen Koffer. Der Kofferspezialist kramte schmunzelnd in seiner großen Dietrich-Auswahl. Aber er konnte sein Können gar nicht anbringen. Die Koffer waren unverschlossen. Sie enthielten eine Auswahl künstlicher Glieder. «Gutes Geschäft in Kriegszeiten», meinte einer von uns. Ein anderer fluchte: «Und so etwas soll man untersuchen!» Ja, versuchen Sie einmal, vorzugsweise geleimte und aus vielfachen Lagen zusammengesetzte Glieder auf geheime Verstecke zu untersuchen ohne etwas zu zerstören und dadurch den Besitzer zu warnen! Versuchen Sie vor allem einmal, sechs Koffer voller Ware dieser Art in der Zeit zu untersuchen, die einer zum Frühstücken braucht!

So mußten wir uns denn auf den routinemäßigen Zimmerdurchsuch beschränken. Was ist in den Schubladen? Ist etwas unter dem Tisch, hinter den Bildern, hinter dem Lampenschirm? Ist in den Betten etwas Hartes, unter der Tischplatte etwas angeheftet, unter den Tischbeinen ein zusammengefaltetes Etwas? Das war wenigstens keine der peinlichen Zimmerdurchsuchungen, bei denen der Verdächtigte und meist auch seine Angehörigen zusehen müssen, wie ihnen alles umgekehrt wird und Privatestes und Peinlichstes ans Licht kommt. Wir gingen ungesetzlich vor. Nach Kriegsnotrecht.

«Abbruch der Übung», meldete ironisch der Polizei-Gefreite, der in diesem Falle mir, einem HD-Korporal, zu befehlen hatte. Mir stieg die Wut. Sollte dem geglückten Anfang ein derart rasches Ende folgen? Als zwei von uns das Zimmer schon Richtung Lift verlassen hatten, zog ich noch einmal eine der Waschtisch-Schubladen heraus. Da war mir vorhin – und das wurde mir erst jetzt bewußt – etwas aufgefallen: jede der Schubladen war nach guter Hausfrauenart mit einem Papier ausgelegt. Jedes Papier an den vier Enden mit einem Reißnagel befestigt. In der oberen linken Schublade aber war neben dem rechten vorderen Reißnagel ein Reißnagel-Löchlein zu sehen. Das erstemal muß mein Auge dies festgestellt haben, ohne daß die Meldung rasch und klar genug übersetzt in mein Gehirn drang. Als ich nun die Stelle ein zweitesmal sah, war die Erklärung da: dieser Nagel wurde zweimal hineingesteckt. Das konnte nicht am Nagel gelegen haben. Das winzige Löchlein war glatt im Papier und nicht etwa ausgerissen, wie dies vorkommt, wenn sich der Stift des Reißnagels abbiegt und man einen andern brauchen muß. Das Löchlein war glatt, also mußte der Reißnagel zuerst da gesessen haben, dann herausgezogen und wieder daneben eingesteckt worden sein. Diesem kleinen Fehler, dem stecknadelgroßen Löchlein im Deckpapier einer Schublade, verdanken wir es, daß die schweizerische nationalsozialistische Bewegung vom schweizerischen Bundesrat schon im Jahre 1940 aufgelöst und verboten werden konnte und ihre Führer inhaftiert.

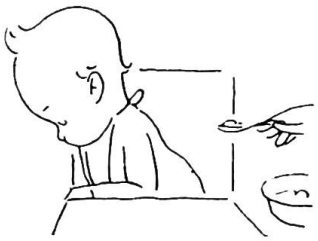
Aber ich erzähle voraus. Als ich in jenem Hotelzimmer mit dem Finger über das Schubladenpapier strich, fühlte ich eine kleine Unebenheit. Ich hob den Reißnagel, hob das Papier und fand zwei Dokumente. Das eine war

ein Personalausweis. Der lautete diesmal nicht auf Karl Wiecher, als welcher der Mann sich auf dem offiziellen Anmeldezettel bezeichnete. Da stand unter einem mächtigen Hakenkreuz die Tatsache zu lesen, der Inhaber des Ausweises sei SS-Obersturmbannführer Soundso, geboren dann und dann, und beschäftigt im SS-Außenamt in Berlin.

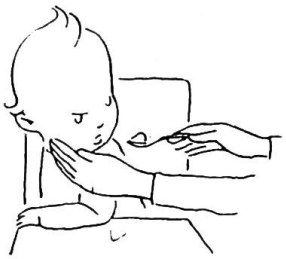
Im SS-Außenamt liefen schon vor dem Zweiten Weltkrieg die Fäden von allen und zu allen «deutschstämmigen» Minderheiten oder Völkern. Von dort wurde vorbereitet die Angliederung der CSR und Österreichs. Von dort schürte man die Tätigkeit der deutschsprachigen oder deutschrassigen oder auch nur deutschfreundlichen Minderheiten in den umliegenden Ländern bis nach Norwegen hinauf und zum Balkan hinunter. Das war der Mut-

Der kleine Familienfilm

Schickt sich an, sich mit einem weiteren Löffel mit Milchbrocken füttern zu lassen.



Findet plötzlich, es habe genug gegessen und interessiert sich für den am Boden liegenden Teddybär.



Mutter dreht seinen Kopf Richtung Löffel

Zieht sich in den äussersten Winkel des Stuhles zurück und spielt mit den Fingern.

Mutter insistiert und steuert den Löffel um seinen Kopf herum.

Dreht den Kopf im Moment, als Mutter Löffel in seinen Mund schieben will.

Mutter gelingt es, es durch Schmeichelworte für einen Augenblick abzulenken; kann Löffel halbwegs hineinstossen.

Es tut ihm leid, aber das ist die einzige Waffe, die ihm bleibt: Es bläst.

Sieht, dass Mutter endlich begriffen hat, dass es nichts mehr will. Lutscht zufrieden am Daumen.

terschoß und die Berufsschule der Quislinge.

Von diesem Amt also, das auch von unserer Heimat zum mindesten alle Deutschsprachigen reklamierte, war der Mann, der in diesem Zimmer hauste, ein Sendbote. Dazu ein Graduierter. Das zweite Dokument war ein Schein, auf dem Dr. Max Leo Keller den Erhalt von, glaube ich, 18 000 Schweizer Franken zugunsten der schweizerischen nationalsozialistischen Bewegung quittierte.

Dies sehen, die bereits Hinausgegangenen zurückrufen und feststellen, daß nun Großalarm zu schlagen sei, war eins.

Zwei von uns nahmen die Dokumente an sich, rasten die Dienstbotentreppe hinunter zum Wagen und sollten zum Kommando fahren, die Dokumente photographieren und im Tempo des Gehetzten zurückbringen. Es war uns allen klar, wie sehr es darauf ankam, die Dokumente wieder an ihren Platz zu legen, deren Besitzer im Glauben zu lassen, er sei unentdeckt, damit er uns auf seinem weiteren Weg durch unser Land zeige, wer außer diesem Max Leo Keller allfällig bereit wäre, gegen Geld und große Worte sein Land zu verraten.

Also mußten wir verhindern, daß der Mann zu früh von seinem Frühstück zurück kam. Während wir noch darüber berieten, wie dies zu machen sei, läutete das Zimmer-Telephon. Mein Kollege nahm ab. Der Portier meldete aufgeregt: «Der Mann wird gleich mit dem Frühstück fertig sein, er wird auf sein Zimmer wollen. Sind Sie noch nicht fertig? Was soll ich tun?» «Tun Sie alles, um zu verhindern, daß er hinaufkommt, ehe wir Ihnen den Schlüssel zurückgeben», riet mein Kollege ziemlich dürftig. Vorerst kam alles auf Zeitgewinn an. Es mußten seit unserer Entdeckung des belastenden Materials etwa zwölf Minuten vergangen sein, als wir den Lift hörten und das verabredete Zeichen der Kollegen an der Tür. Sie brachten die beiden Papiere, die von staatspolitischer Wichtigkeit sein sollten, wieder mit.

Wer den Zweiten Weltkrieg als Erwachsener miterlebte, weiß, daß nach den außerordentlichen Kriegsgesetzen der Bundesrat die Möglichkeit hatte, politische Vereinigungen zu verbieten, sobald man ihnen nachweisen konnte, daß sie vom Auslande her finanziell unterstützt wurden. Da lag der Beweis, der erste und eindeutigste, den man sich denken konnte. Er wurde, mit dem Personalausweis, wieder unter das Deckpapier gelegt, der Reißnagel fachgerecht wieder ins alte Loch gesteckt, denn ein zweites Löchlein hätte uns verraten können.

Wir verließen Zimmer und Stockwerk. Zwei von uns via Lift, die andern über die Treppe. Einer gab der Telephonistin den Zimmerschlüssel. Die andern aber beobachteten ein Schauspiel, das ihnen erklärte, mit welchem Trick der menschenerfahrene Hotelportier den Gast in der Hotelhalle festhielt: Er erzählte Hitler-Witze. Der Gast mußte ihm, um sich nicht verdächtig zu machen, zuhören, zustimmen, mitlachen und auch noch einen erzählen. Wäre er ein guter Beobachter gewesen, hätte er auf der Stirne des weißhaarigen Hotelportiers Schweißtropfen perlen sehen.

Der Sendbote der Nazizentrale reiste noch sechs Tage in der Schweiz herum, für ihn unspürbar von einer schweizerischen Polizei- und Militärhand in die andere gegeben. Am siebten Tage, als er bei Buchs unser Land wieder verlassen wollte, wurde er verhaftet. Am gleichen Abend verhaftete man Dr. Max Leo Keller und in der gleichen Nacht erließ der schweizerische Bundesrat das Verbot aller schweizerischen nationalsozialistischen Bewegungen für die Dauer des Krieges. Wir hatten das Otterngezücht im eigenen Nest los. Noch wirkten die deutschen Nazis, aber sie waren nun ihrer wichtigsten Helfershelfer, jener aus unseren eigenen Reihen, beraubt.

Das also war meine Kriegstat. Wäre sie mir befohlen gewesen, hätte ich sie nicht vollbringen können. Mir ging es da wie jenem Soldaten, der auf den Feind schoß und per Zufall einen General traf.